

der einen Seite des Gesichts kurz hielten, aus dem wohlentwickelten Bart der andern Hälfte aber einen Zopf flochten, der ihnen seitwärts vom Kinn herabhing. Es trug sich auch der berühmte Graf Eitelrig von Hohenzollern.

Auf die Unterhaltung des Bartes verwendeten Einzelne unsinnige Summen, nach einem französischen Kardinal die Worte entlockte: La barbe coëtera plus que la tête ne vaut. (Der Bart wird mehr kosten, als der Kopf werth ist.) Der Kopf der Damen verdient in unsern Tagen vielfach eine ebenso scharfe Kritik.

König Heinrich IV. (1589—1610) schöner Bart, der am Kinn in drei Zacken auslief, ist sprichwörtlich geworden. Der Bart, den wir heute als Henna quater bezeichnen und mit welchem sich die Inhaber häufig gewaltig brüsten, ist freilich eitel Plunder gegen den marialischen Schmelz der Majestä.

Wenn während des dreißigjährigen Krieges der Stutzer dem Haupthaar einen nachlässigen, verwitterten Anspruchs zu geben suchte, so verwendete er um so mehr Sorgfalt auf den Bart. Die Wangen wurden jeden Morgen glatt rasirt, aber den Kinnbart ließ er an schmalen Stellen wachsen so lang er wollte und klebte ihn in eine lange feine Spitze zusammen. Auch an den Schnurrbart brachte er nicht das Messer, sondern Karze, Fed und das heiße Eisen, steifte ihn und drehte ihn über den Mundwinkel aufwärts, so daß die Spitzen sich den Augen zulehnten. Daher der Ausdruck: „den Knebel über sich geführt.“ Das ist der allgemeine Typus, dessen unbefruchtete Herrschaft zwischen 1630 und 1640 fällt.

Gegen Ende des Krieges stellen sich mancherlei Abweichungen ein, die alle darauf hinauslaufen, den Bart noch weiter zu verkleinern und namentlich vom Kinn ganz zu entfernen. Diese Spielarten der Bartmode schildert Bhandler in seiner drastischen, ernstförmigen Weise folgendermaßen: „Da keine Vorarbeiten es für die größte Hiebe gehalten haben, so sie einen rechtschönigen Bart hatten, so wolle ihr den wässlichen unbedingbaren Narren nach alle Womak, alle Wodden neue Bärte besorgen und bescheeren, bestimmen, besetzen alle Tag und Morgen mit Eisen und Feuer peinigen, foltorn und marteln, sieben und zeren lassen? jetzt wie ein Zitel-Wärtel, jetzt wie ein Schneiden-Wärtel, bald ein Jungfrauen-Wärtel, ein Zeller-Wärtel, ein Spitz-Wärtel, ein Waifler-Wärtel, ein Entenwädel, ein Schmal-Wärtel, ein Zuder-Wärtel, ein Tarrif-Wärtel, ein Spanisch-Wärtel, ein Italienisch-Wärtel, ein Sonntag-Wärtel, ein Oster-Wärtel, ein All-Wärtel, ein Essig-Wärtel, ein Drill-Wärtel, ein Schmutz-Wärtel, ein Stutz-Wärtel, ein Tranz-Wärtel u. s. w.“ Es wäre vergebliche Mühe, sich nach Formen für diese Absurditäten umzusehen, welche mehr der Phantasie des Satirikers als der Wirklichkeit angehören.

Der Bart folgt in seiner Geschichte fast in ungekehrter Richtung derjenigen des Haupthaars und der Perrücke. Als die Perrücke in Deutschland ihre Herrschaft antrat, im 16. u. 17. Jahrhundert, gehörte der Bart zu den Seltenheiten. In der bürgerlichen Welt mußte derselbe noch vor dem Schluß des Jahrhunderts der Ueberfluth der Perrücke und dem beschliffenen Weiden, das für die lächelnden Mienen ein glattes Gesicht verlangte, das

„Sie scherzen? Wie heißt denn Ihr Privatverein für immer Mission?“
„Er heißt — Familie.“

Literatur und Kunst.

4. Wort und Sakrament. Eine Unterweisung zum rechten Gebrauch der Sakramente als Mittel fürs Leben, insbesondere für Konfirmanden und Konfirmandinnen, zugleich als Beicht- und Kommunionbuch. Von G. Chr. Diefenbach, evangel.-luth. Prediger zu Salzt. 3. Aufl. Bremen, W. Neumann, 1884. 20 S. Ueber den Zweck des vornehm ausgefallenen Buches giebt der lange Titel genügenden Aufschluß. In fünf Hauptabschnitten wird der Stoff behandelt: die Einleitung bezieht die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen und die Erlösung durch Jesus Christus; der zweite Abschnitt behandelt die Taufe, der dritte das Wort Gottes, der vierte das Abendmahl, der fünfte das Gebet. Jeder Abschnitt enthält eine Reihe von Unterabtheilungen und eine Auswahl von Gebeten. Es ist die Lehre der lutherischen Kirche, welche erörtert und kritisch dargestellt wird. Wir beweisen nicht, daß ein Behriem nach solcher Lesart vorhanden ist, zumal das Buch sich von pietistischen Uebersetzungen frei hält und manches Kleinod aus den Schätzen der christlichen Erbanung überliefert. Wer mit seiner religiösen Bildung nicht über den Konfirmandenunterricht hinaus kommt,

Seld räumen. Vor seinem Tode zeigte er den letzten Ueberrest in doppelter Gestalt: entweder begleitete er wie ein feiner schwarzer Fingerring die Linie des Mundes und endigte über den Mundwinkel in der Drehung eines zierlichen Amoretten-glöckchens, oder er war von den äußeren Enden her zugeschnitten und so zugeflochten, daß nur unter der Nase ein paar stumpfe Flecken übrig blieben, die tauend Schönheitsplättchen gleichen (Mouche, Müde, Virgule à la Mazarin).

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wird auf lange Zeit wieder Bartlosigkeit Mode. Die französische Revolution sollte den Bart wieder hervor. Die Sansculotten hatten keine Zeit zum Rasiren und zum Frisieren. Napoleon I. führte das Haar. Er ging von der Frisur à la Titus zu der à la Caracalla über, ohne den Bart abzunehmen. Die große Armee und die ganze Welt folgten ihm, und in der beschleunigten Zeit nach seinem Sturze trugen alle Herren Europas furchtgehorchenes Haar und demnach keinen Bart. Höchstens bildete man unter der Nase einen ganz kleinen, scharfzahn verzierten Schurrbartchen, die viel behäutete „Eise“, und vor den Ohren ein ganz kurzes Stüchchen des Bartenbarts.

In Rußland begann Peter der Große die Kultivierung seiner Nation mit Entfemung der großen Bärte. Der Gar drang anfangs mit dem einfachen Verbote nicht durch, so daß er sich bemogen sah, eine Partreier einzuführen. Jeder, der ein Stadthor mit einem Barte passirte, mußte denselben verfeuern.

Wie wäre es mit einer Partreier für das schönlichste aus Hilfsquellen ausschöpfende Deutsche Reich? Sie würde Millionen einbringen und u. a. die Erhöhung der Beamtengehälter ermöglichen. Jeder hätte seinen Bart an betreffender Stelle anzumelden. Alle Partreier wären gleichmäßig der Besteuerung zu unterwerfen. Breitspürige Einkünftekommissionen wären entbedrlich. Die Partreier würde nicht allein einen hohen Ertrag liefern, sondern auch die Rolle eines kulturreinen Reinigungsmittels übernehmen.

Bei den Mohammedanern ist es noch heute eine große Beschimpfung, jenes Bartes beraubt zu werden. Ein Gesicht ohne Bart erscheint ihnen häßlicher als ein ohne Nase. Sie schwören beim Bart des Propheten und bei ihrem eigenen. Rämmen sie den Bart, so sammeln sie die ausfallenden Haare sorgfältig und begraben sie auf dem Begräbnißplatze. Für das vom Barbier abgeschchnittene Haar gilt diese Sitte nicht; denn nur in dem mit der Wurzel versehenen Haar ist nach dem Koran der Eis der zur Beschönigung jedes einzelnen Barthaares erwählten Engel.

Die Kirche hat schon frühzeitig eine feindselige Stellung zum Barte eingenommen. Die abweichenden Ansichten des Morgen- und Abendlandes führten zu kirchlichen Streitigkeiten. Die Griechische Kirche machte es der Römischen zum Vorwurf, daß ihre Heiligen keine Bärte hätten. Schon Pappi Innocentius (um 1101) hatte die Konjur eingeführt. Auf einer Konferenz der Mekte zu Aachen im Jahre 817 wurden sogar die Tage der Woche festgesetzt, an denen die Mönche sich rasiren mußten. Pappi Leo III. verbot, welcher seinen Beschürter Karl den Großen zum Kaiser krönte, erließ die Verwarnung, daß sich

wird hier genügende Unterweisung finden. Wer weiter strebt, wird kaum zurecht kommen. Es ist doch z. B. ein hartes Gebot, wenn in der Beschreibung des Barmherzigen die sonst mancher Vortreffliche enthält, S. 230 geiaht wird: „Die drei ersten Hüten weien uns deutlich hin auf den dreieinigen Gott,“ wovon in Wirklichkeit keine Spur hier zu finden ist, und wenn die Schlusworte „Denn dem ist das Reich u. 11.“ welche bekanntlich nicht in den Text stehen, sondern erst durch den kirchlichen Gebrauch in den Text gekommen sind, ohne jede hierauf bezügliche Bemerkung abgehoben werden. Neben solchen Erbauungsbüchern sind eben auch andere notwendig, welche über den engen Kreis der Konfirmandenbildung hinausgehen und auch solchen Belehrung und Erbauung bieten, welche ihr Lebensgang reiere Bahnen geiztet und zu einer mehr praktischen Auffassung und Verwertung ihres Christentums getrieben hat.

* Nord-Amerika, seine Städte und Naturmunder, das Land und seine Bewohner in Schilderungen von Ernst von Hoffe-Wartega, Ehrenmitglied der k. k. belgischen geographischen Gesellschaft zu Brüssel und des belgischen Akademien zu London. Erstveröffentlichung des Mittels der Akademien der Wissenschaften zu New-York, der I. geographischen Gesellschaft zu Wien, der geographischen Gesellschaft zu Madrid, Mex., Hamburg u. c., Bevollmächtigter des Akademien für Vorklerken zu Leipzig u. c., Commandeur und Ritter hoher Orden. Auf Grundlauge mehrjähriger Reisen durch den ganzen Kontinent, und mit Beiträgen von Ldo

gebietes hinausreicht und den Fischern gewöhnlich einen befriedigenden Absatz ihrer Thiere sichert.

Dier ist nach unserer Ansicht die Ursache einer verhältnißmäßig großen Anzahl von Hautthieren „wirthschaftlich geboten“, und es würde an solchen Orten höchst löblich sein, den Ackerbau zum Nachtheil der Viehzucht zu weit auszudehnen; man beschränkt sich daselbst gewöhnlich auf den Anbau des allernothwendigsten Getreides für den Gornhalt und kommt selten in die Lage, größere Mengen von Korn auf den Markt zu führen. Durch den Verkauf von Vieh und Viehprodukten werden die Kosten für die Wirthschaft und den Lebensunterhalt gedeckt, und häufig bleibt noch ein hübsches Stämmchen Geld über, welches der sparliche Landmann sündbar anlegen oder zur Verbesserung seiner Besizung verwenden kann. — Vergleichen nicht überall in den Jagdgebieten jener Landschaften eine hohe Rente vom Grundbesitz erzielt wird, so befriedigt solche doch in den meisten Fällen die beschiedenen Ansprüche der dortigen Bewohner; in den Marktschlachthöfen fällt dieselbe in der Regel weit höher aus, als in den Getreidebaustrichen der Gese.

Wir nennen die Aufgabe der Viehzucht überall dort eine vermehrte, wo die Erzeugnisse des Ackerbaues nur zum Theil in ursprünglicher Form auf den Markt gebracht werden können, weil die zu geringe Nachfrage die ganze Ernte der Rohprodukte nicht aufzunehmen vermag und die Preise derselben jezt zu niedrig sind. Wir haben hier in der neuesten Zeit häufig und wohl mit Recht die Klage laut werden hören, daß der geringe Marktpreis des Getreides die großen Kosten für die Bewirthschaftung, (Bestellung und Düngung) der Felder nicht decke und daher der Getreidebau ein „unrentables Geschäft“ genannt werden müsse. — Wir wollen hier an dieser Stelle nicht nochmals auf diese unliebsame Streitfrage eingehen, sondern veruchen durch Herbeiziehung anderer Momente, jene Männer (mit den Klageliedern) auf einige Punkte aufmerksam zu machen, die zwar nicht neu sind, aber nach unseren Erfahrungen nicht überall genügend beachtet werden. — In solchen Zeiten und an allen Orten, wo der Markt die erbauten Körner u. c. nicht zu befriedigenden Preisen abnimmt, hat nach unserer Ansicht die Viehzucht die Aufgabe, einen großen Theil der Wirthschaftsprüde durch Vermittelung des Viehhandels in die Form von Milch, Fleisch, Fett, Wolle u. c. umzuwandeln und für eine möglichst hohe Verwerthung dieser Produkte Sorge zu tragen. — An allen Plätzen, wo durch zu große Entfemung von den reich bevölkerten Städten die Milch nicht direkt (frisch) auf den Markt geliefert werden kann, obler zertheilt werden muß, soll für die Herstellung einer feinen, elben Tafelbutter und eines wohlchmeckenden Käse ernstlich gesorgt werden. — Wir haben vor einigen Tagen Gelegenheit gehabt, auf einem benachbarten Gute* sehr schöne Butter zu kosten, welche jezt noch — zu Anfang des Sommers — mit 3 M. pro kg wälg bezahlt wird, da nach einem solchen Produkte jezt gute Nachfrage ist und die Konsumenten gern 30 bis 40 Pf. pro kg mehr zahlen als für die weniger wohlchmeckenden Butterorten, wie solche hier in Halle leider noch von sehr vielen Wirthschaften der benachbarten Kreise auf den Markt kommen.

Die Käseorten, die in dieser Gegend an den meisten Orten fabrizirt werden, betreffen meistens nur die bescheidensten Ansprüche unserer Bevölkerung und haben auf dem Weltmarkt gar keinen Boden, finden mithin auch niemals einen größeren Absatz „nach außen“, d. h. in fremden Länder. Der Preis des hiesigen sogen. Landkäses bezieht die meisten Produzenten nicht; allein wir halten denselben hoch genug für die uns gelieferte Waare. Sobald nur die Wirtinnen — diese besorgen das Geschäft bei uns fast ausschließlich — sich dazu verstehen würden, eine keffere, edlere und haltbare Käseorte zu fabriziren, so würden sich auch sicherlich sehr bald Käufer — zum Theil aus der Fremde — einfänden, welche ihnen zu angemessenen Preisen ihren Käse abkaufen, und die Derven Landwirthschaft würden aus ihren Hindernissen ganz andere Einnahmen als jezt zu verzeichnen haben.

Geine Vademecum.

Die in neuerer Zeit vielfach vorkommenden Unglücksfälle beim Baden dienen es nicht als überflüssig erscheinen lassen, wenn wir hier an einige Vorichtsmaßregeln für Badende im kalten

* Bei Herrn Lübbcke in Landsberg.

Wasser erinnern. Nicht haben sollen nach dem Ausspruche der Aerzte alte Leute, arme kränkliche Kinder, Perionen, die zu Schlamm flühen, oder die an Lungens, Nerven, Gerstenkrantheiten oder an Gelenkrheumatismen leiden. Vor dem Bade darf der Magen nicht leer, aber auch nicht voll sein, der Weg zum Bad darf nicht ermüden, muß langsam zurückgelegt werden, wenn möglich in der Weise, daß man nach und nach die Oberkörper ablegt. Das sog. Abkühlen der Haut findet statt, wenn der Körper sich ruhig verhält und noch leicht befeuchtet ist, weil in diesem Falle leiten Eerfüllung eintreten kann. Dagegen hat sich das sofortige wässrige Entfalten und das lange Aufhalten im Freien, auf welches Aufenthalt sich nicht ermitteln, als sehr gefährlich, nicht über 10 Minuten ausgebeht werden. Daranf wird die Befestigung angelegt, eine Wäsche zur weiteren Aufhebung an Füßen, Brust und Kopf vorgenommen und der ganze Körper untertaucht. Nun hat das eigentliche Baden begonnen. Wer den Kopf nicht untertauchen will, sich nicht fernzubringen Bewegung im Wasser macht, sollte sich nicht im Wasser haben. Sehr gut ist es für den Badenden, wenn er schwimmen kann, weil durch die kräftigen Bewegungen des Schwimmenden dem Druck des Wassers auf den Badenden nach innen zu entgegengerichtet wird, wodurch jezt Bekommenheit und das bekannte Angelfeßel schwimmen, der Körper eine vorzügliche Erhält, der Brustkasten sich erweitert, der Kopf sich hebt und der ganze Oberkörper sich aufrichtet, im Wasser ist seiner Kraft und Geschicklichkeit übt und moralisch hilft. Das eigentliche Bad sollte nicht über 15 Minuten ausgebeht werden. Ist man Neuling, oder beginnt man erst die Badezeit, so fängt man die Zeit der ersten Bäder auf die Dauer von 5 Min. an. Hier wird nun, und zwar von Anhaben und Singlingen sehr oft, der Fehler begangen, daß sie, nachdem sie schon viel zu lange im Wasser geblieben sind und daher vor sehr heißen, zeitweise das Wasser verlassen, sich mit ihrem nassen Körper in den Sonnenhitzen stellen, um sich wieder zu erwärmen und dann wieder das Wasser anzusehen. Das wiederholte die Unvorsichtigen, bis es ihnen von Bodemitter untertaucht wird. Die jungen Leute bedenken nicht, welchen Schaden sie durch dieses Verhalten ihrem Körper zufügen, denn nicht nur durch das längere und mehrmalige Verweilen im Wasser, sondern auch durch das Verdunken der an ihrem Leibe hängenden Wasserresten der Wärme entzogen wird, als ihm gut ist. Mit dem nassen Körper auf Seilen über dem Wasserengel sich schwingen, gehört nicht zum Baden, ist nichts weiter, als ein grober, gefährlich heilsgefährlicher, die anderen Badenden störende Unfug und sollte beschließlicherst streng untertaucht sein. Durch ein kaltes Bad von 18 — 20 R. kann man können 5 bis 10 Minuten die Körperwärme um 1—2° herabzulegen; das Bad wird dabei aus der äußeren Peripherie des Körpers mehr nach den inneren Organen zurückgedrängt und es muß bei langem Verweilen im kalten Wasser endlich ein Angelfeßel und ein Krampf entstehen, Zeichen, die man nicht unbeachtet lassen darf. Man hat dann vielmehr das Wasser sofort zu verlassen und sich anzuwärmen. Jezt tritt ein Gefühl des Wohlbehagens durch das vermehrte Entzömen des Blutes in die feinen Gefäße der Haut und das damit zurückkehrende Gefühl der Wärme ein, ein gesunder Appetit setzt sich, gesteigertes Wohlbehagen, Kräftigung des Körpers und Geistes bilden das Endresultat. Derrnig benutzte Bäder können zu den wirksamsten Mitteln für den physischen und moralischen Fortschritt einer ganzen Bevölkerung werden. Es wird ferner durch das kalte Bad der Körper abgehärtet, die Neigung zu Erfaltungen und Kongestionen vermindert.

Ein Wetterprophet. Unter den Schlingpflanzen, welche zum Zimmerkraut, besonders der Blumenciste, verwendet werden, nimmt nach der „Wiener Illust. Garten-Ztg.“ die Gattung Tradescantia mit den Arten viridis, zebrina und multicolor eine hervorragende Stelle ein; vorzugsweilich finden wir Tradescantia zebrina. Derselbe dient, wie alle übrigen, wegen ihrer guten Qualitäten als Biede der Blumenciste, Ampeln u. c. Wenn wir nun die Anordnung derartig treffen, doch erwachte Pflanze dem Sommerkiste, wenn auch nur einigermaßen, ausgelegt ist, so werden nach einiger Zeit die hellrothen Knospen und Blüten erscheinen, und zwar öffnen sich die Knospen jezt 24 Stunden vor Eintritt von Regen, Schnee und Gewitter. Da die Pflanze, wenn einmal einmal geworden, fortwährend Knospen zum Zeilen in Vorrath hält, so haben wir es hier mit einem steten und unermüdeten gesicherten Wetterpropheten zu thun. Die Pflanze ist in Gärtnereien zu einem ganz möglichen Preise zu haben; die Wetterkultur und Vermehrung verläßt sich leicht benutzen, ist sehr einfach und gewinnlich. Die Pflanze, wenn einmal einmal geworden, nicht die einfährigblättrige Tradescantia zu erlöten; man stelle sie denn in einem hellen, sonnigen Zimmer auf, damit sie auch zur Knospenbildung gelangt.



bringlichkeit; allein Bertha war so freundlich gegen alle, daß er die beabsichtigte Klage nicht laut auszusprechen wagte.

Im Grunde des Herzens war Bertha trotz ihres Hanges, sich bewundern zu lassen, trotz ihrer Eitelkeit, die durch ihren Reichtum in der Stadt nur genährt worden war, doch das einfache Mädchen von früher geblieben. Diefelbe liebende Tochter und Schwester, dieselbe frohe Waldbeskin, das eigentlich nur, wie ein Bruder Stubio, jetzt seine Brautjahre durchlebte.

Es war noch nicht hat am Tage, als das Mädchen mit ruhigen Schritten zwischen den beiden Jägern dem vom Vater bezeichneten Orte zuschritt.

Raumann führte den Jagdhund an der Leine, weil Bertha Bejorgnisse hegte, ob das Thier gehorchen werde, wenn irgendwo ein Fels oder eine Kage sich bilden ließe, da das Thier den Jägern fremd und ihrer selbst etwas entwöhnt war.

Reichau schritt an der rechten Seite der jungen Dame und bemühte sich, sie bestens zu unterhalten. Pöhlisch abredend sprach er mit süßer, weicher Stimme:

„Bitte Fräulein, erlauben Sie mir Ihr Gewehr?“ und schon faßte seine Hand nach dem Riemen, um es ihr abzunehmen.

„Wozu das?“ frug das Mädchen, „ein jeder Jäger trägt sein Gewehr selbst. Weshalb wollen Sie sich mit meiner Hülfe belasten?“

Der Pastor lächelte. „Mich belasten?“ wiederholte er be fremdet, „o nein! ich wollte es nur Raumann zum Tragen geben, um Sie zu entlasten. Sie sind heute so ernst, so schweigsam! Ich glaube, Sie jürnten mir, weil ich nicht schon längst daran dachte.“

„Sehr verbunden, Herr Gewehr, für Ihre gütige Fürsorge!“ sprach der Jäger mit einem spotternden Aufblick nach der jungen Dame hin.

Erst auf dieses kurze Wort, welches sie amüßigte, faßte Bertha den jungen Mann näher ins Auge. Es war ein blutjunges Büchschütz mit allerliebstem klugen Gesicht, dessen schelmisches Lächeln das junge Mädchen unverständlich angoß. Schien es doch als ob er inbetreff Reichaus gleiche Ansichten mit ihr hegte.

Wenn sie ihm auf ihrer gemeinschaftlichen Reise nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt hätte, so mochte wohl die Begegnung mit Reichau, Gräbans Tod und die stumme Dame, die sich als die bedachtbare Frau Pastor aus Uleben entpuppt hatte, die Schuld daran getragen haben.

Jetzt sah sie in dem jungen Menschen einen recht erwünschten und liebenswürdigen Verbündeten gegen ihren unangenehmen Beförger, kurz — ganz ungeachtet hatte Raumann Berthas Günst und Wohlwollen erlangen.

Kaum um zwei Schritte vor der Niederwalsfläche mit den vielen Kaninchenbänken trat auf einem Felstraine mitten im Sande ein dichter Busch, der zum Anlande auf Kaninchen wie geschaffen erschien.

„Hier werde ich Posto fassen!“ sprach Bertha. „Sie Herr Raumann werden so gut sein und bei mir bleiben, während

wir dem besten Schützen, dem Herrn Reichau, den Paß dort am Bache überlassen.

Reichau protestierte zwar gegen diese Opferbereitschaft mit dem Einwande, daß nicht dem noch etwas unerfahrenen Raumann, sondern ihm der Schutz der Dame zuzufle. Jedoch es half ihm nichts, Bertha hielt an ihrer Entscheidung fest.

Zunächst betrachteten alle drei zusammen den Bergbau, den die kleinen Thiere zu ihrer Wohnung auswählt hatten. Hier an der Spitze entlang befanden sich zwischen weichen Büschholz überall Bänke der Kaninchen. Von hier aus konnten die Thiere leicht die Sandfelder, die ihnen reichliche Nahrung darboten, erreichen und schnell in ihre Höhlen zurückflüchten. Dann zu so schnell anhaltenden Laufe wie die Hasen ist ihr Körperbau nicht geeignet, obgleich sie auf einer kurzen Strecke äußerst flüchtig sind. Ueberall haugte und raschelte es durch die Gebüsche, hinein in die Höhlen, vor denen weißer Sand zuquantig ihrer bergmännischen Thätigkeit ablegte. So verschleudert die Thierchen auch schienen, so eilig sie in ihre Höhle Burg zurückflüchten, so lugten doch gar bald die graubraunen Gesichter wieder hervor, ob die gestörte Ruhe wieder eingetreten sei, denn die Abendzeit rückte heran, während der sie ihre Bänke zu verlassen und auf Nahrung auszugehen pflegen.

Ein grünes Regenjaagfeld schob sich hinein zwischen zwei bewaldete Hügel. Das kleine Thal, welches sie bildeten, war von einem kleinen, nie verriegelnden Bächlein durchflossen, seine hohen Ufer bildeten einen gebecten Weg für den Fuchs, wenn er der Kaninchenolonie eine Visite abstatten wollte und sie außerhalb ihrer Festungen anzutreffen hoffen durfte. Heute jedoch mußte Freund Weinde anderwärts wichtige Geschäfte haben, die Kaninchen doppelten zahlreich und harmlos ohne Ahnung einer ihnen drohenden Gefahr lustig herum, denn die Jäger saßen wohlgeborgen unter dem Winde. Im tiefsten Stillschweigen lauschte Bertha nebst ihrem Begleiter und dem Jagdhund hinter dem Strauche, als eine ganze Kaninchenfamilie sich ihnen schußgerecht vor die Gewehre stellte. Hier ein Spitzhörn, dort ein Hälmschen von der üppigen Saat abfressend, schienen sie ziemlich wäherlich zu sein und sich völlig sicher zu fühlen.

Jetzt donnerte Berthas Schuß, Raumann schoß ebenfalls und löste den Hund von der Leine. In einem Hui! war Nimrod zur Stelle und vapportierte mit einem geschwungenen Stöße das getroffene Kleinwild, um es schwarzwedelnd an seine Herrin abzugeben. Auch Reichaus Schuß hallte aus geringer Entfernung, auch er kam mit Beute zurück, weil, meinte er, nun doch die Anstandszeit vorüber und die Kaninchen verschüchtern seien. Am Grunde genommen ärgerte er sich schwer über seine Verweisung ins Geil, noch mehr über die Verwundung, die Bertha so bemerkbar dem jüngern Jäger angediehen ließ. Hatte er doch gerade heute Spinnung und Lust sich geholt auf dem verschwiegenen Anstaltsplätzchen das Mädchen zu fragen, ob sein ihr durch Friedrich zugeschickter Liebesbrief in ihre Hände gekommen sei oder nicht?

Er grüßte seinem Schicksale, nahm sich aber fest vor, den verrätherischen oder wenigstens unverzüglich nachlässigen Kollegen recht scharf ins Verhör zu nehmen.

„Wir dem besten Schützen, dem Herrn Reichau, den Paß dort am Bache überlassen.“

Reichau protestierte zwar gegen diese Opferbereitschaft mit dem Einwande, daß nicht dem noch etwas unerfahrenen Raumann, sondern ihm der Schutz der Dame zuzufle. Jedoch es half ihm nichts, Bertha hielt an ihrer Entscheidung fest.

Zunächst betrachteten alle drei zusammen den Bergbau, den die kleinen Thiere zu ihrer Wohnung auswählt hatten. Hier an der Spitze entlang befanden sich zwischen weichen Büschholz überall Bänke der Kaninchen. Von hier aus konnten die Thiere leicht die Sandfelder, die ihnen reichliche Nahrung darboten, erreichen und schnell in ihre Höhlen zurückflüchten. Dann zu so schnell anhaltenden Laufe wie die Hasen ist ihr Körperbau nicht geeignet, obgleich sie auf einer kurzen Strecke äußerst flüchtig sind. Ueberall haugte und raschelte es durch die Gebüsche, hinein in die Höhlen, vor denen weißer Sand zuquantig ihrer bergmännischen Thätigkeit ablegte. So verschleudert die Thierchen auch schienen, so eilig sie in ihre Höhle Burg zurückflüchten, so lugten doch gar bald die graubraunen Gesichter wieder hervor, ob die gestörte Ruhe wieder eingetreten sei, denn die Abendzeit rückte heran, während der sie ihre Bänke zu verlassen und auf Nahrung auszugehen pflegen.

Ein grünes Regenjaagfeld schob sich hinein zwischen zwei bewaldete Hügel. Das kleine Thal, welches sie bildeten, war von einem kleinen, nie verriegelnden Bächlein durchflossen, seine hohen Ufer bildeten einen gebecten Weg für den Fuchs, wenn er der Kaninchenolonie eine Visite abstatten wollte und sie außerhalb ihrer Festungen anzutreffen hoffen durfte. Heute jedoch mußte Freund Weinde anderwärts wichtige Geschäfte haben, die Kaninchen doppelten zahlreich und harmlos ohne Ahnung einer ihnen drohenden Gefahr lustig herum, denn die Jäger saßen wohlgeborgen unter dem Winde. Im tiefsten Stillschweigen lauschte Bertha nebst ihrem Begleiter und dem Jagdhund hinter dem Strauche, als eine ganze Kaninchenfamilie sich ihnen schußgerecht vor die Gewehre stellte. Hier ein Spitzhörn, dort ein Hälmschen von der üppigen Saat abfressend, schienen sie ziemlich wäherlich zu sein und sich völlig sicher zu fühlen.

Jetzt donnerte Berthas Schuß, Raumann schoß ebenfalls und löste den Hund von der Leine. In einem Hui! war Nimrod zur Stelle und vapportierte mit einem geschwungenen Stöße das getroffene Kleinwild, um es schwarzwedelnd an seine Herrin abzugeben. Auch Reichaus Schuß hallte aus geringer Entfernung, auch er kam mit Beute zurück, weil, meinte er, nun doch die Anstandszeit vorüber und die Kaninchen verschüchtern seien. Am Grunde genommen ärgerte er sich schwer über seine Verweisung ins Geil, noch mehr über die Verwundung, die Bertha so bemerkbar dem jüngern Jäger angediehen ließ. Hatte er doch gerade heute Spinnung und Lust sich geholt auf dem verschwiegenen Anstaltsplätzchen das Mädchen zu fragen, ob sein ihr durch Friedrich zugeschickter Liebesbrief in ihre Hände gekommen sei oder nicht?

Er grüßte seinem Schicksale, nahm sich aber fest vor, den verrätherischen oder wenigstens unverzüglich nachlässigen Kollegen recht scharf ins Verhör zu nehmen.

„Wir dem besten Schützen, dem Herrn Reichau, den Paß dort am Bache überlassen.“

Faud- und Hauswirthschaft.

Das Verhältnis des Ackerbaues zur Viehzucht.

II.

Wenn wir das Verhältnis von Ackerbau und Viehzucht, bzw. das Verhältnis vom Getreide- und Futterbau näher untersuchen wollen, so müssen wir uns in erster Linie klar machen, welche wirthschaftliche Aufgabe die Viehzucht oder Viehhaltung unter den gegebenen (bestimmten) örtlichen Verhältnissen in unserem Wirtschaftsbetriebe zu erfüllen hat.

Ohne Frage hat die Viehzucht in unserem heiligen landwirthschaftlichen Betriebe die Aufgabe eine vermittelnde Rolle zu übernehmen. — An anderen Orten, in Gegenden, wo die Nachfrage nach Produkten der Viehzucht schon seit langer Zeit einen bedeutenden Umfang erreicht hat, wo die Bedürfnisse im allgemeinen die höchste Verwertung erst dann finden, wenn sie fast ausnahmslos zur Verfertigung an die Hausthiere gelangen und nicht in ihrer ursprünglichen Form

auf den nächsten Markt kommen, wird man die Viehzucht mit Recht eine selbständige“ nennen können. Dort werden die graswüchsigsten Flächen einer regelmäßigen Pflanzung gewöhnlich nicht unterzogen, sondern dienen im Sommer als Weiden oder Futterplätze und liefern für den Winter ansehnliche Mengen Trockenfutter (Heu), das den weissen Thieren eine sehr zweckmäßige Ernährung bietet. — Sowohl in den Hübelnlandschaften, wie in den Fluhiederungen finden sich weit ausgedehnte Flächen, die eine Bearbeitung zwar nicht ganz unmöglich machen, diese aber sehr erporen und stets große Kosten verursachen. Die Bewohner dieser Höhenlands- (Alpen) und jener Marschwirtschaften nennen einen unentzehligen Ackerbau in der Regel „unwirthschaftlich“, und erklären nicht mit Unrecht, daß bei ihnen die Aufzucht, Haltung und Wäzung von Rindern und Schafen vortheilhafter sei, als ein umfassender Getreidebau. — Man findet dabeist häufig Kassen mit einem guten Namen und alten Ruf, welcher weit über die Grenzen des Zucht-

der Römische Kreis zum Unterschiebe von demjenigen der Griechischen Kirche zu rasiren habe. Dieses Gebot ist noch heute in Kraft.

Die protestantischen Geistlichen haben am Ende des 16. und das ganze 17. Jahrhundert hindurch Anseln- und Zwischelbärte getragen. Mit Beginn des 18. Jahrhunderts ließen sie sich glatt rasiren und höchstens ein bescheidenes Badenbüchlein tragen.

Was in die neueste Zeit eifern religiöser Fanatismus und verborete Schmelweisheit gegen das Verbot der Predigten und Lehren. Washalb? Weil der Bart zu der Vorfstellung der Beloten von einem frischend unterwürfigen Untergebenen nicht paßt. Die weltlichen Heißhörnchen haben meist herben Spott geerntet. Ein Bligblatt verhöhnt einen bartflümmenden Kirchenfürsten in folgender Traveestie:

Ich, Euer Meister und Superintendent, Verfluche die Härte von Anfang bis End. Ob sie auch sonst welche Namen hätten: Den Anseln- und Schmutzbart, die Klotzotten, Verfluche der Schmutzbart, wie seinen Gebotter, Den vernolebten Heurich-Quarte, Verfluche logar die wimigen „Wäiden.“ An der Unterlippe faum zu erbliden, Verfluche was Bart heißt, üppig wie ruppig, Flaumig und wofzig und vorzig und stumpig.

Seit der Eroberung von Algier (1830) wurden erst in Frankreich, dann im übrigen Europa die Vollbärte rehabilitirt. Sie waren indeed in mehreren Staaten als Kennzeichen demokratischer Gesinnung verpönt. Namentlich machte sich die stramme Militär-Dizziplin dieselben unternah.

In Hessen-Darmstadt wurde noch vor 20 Jahren der Bart des Dieners — dies war der Ehrentitel für alle Beamte, auch die Richter — mit nicht geringerer väterlicher Sorgfalt wie Mühe, Noth und Degen überwaht. Mit Ausnahme des müthigen Kriegers und des biederen Waldtenns — für jede dieser Branchen, für die Arme und für das Vorrstfach, existirte ein Spezial-Bart-Kodez — war einem jeglichen Diener der Schmutzbart schlechthin verpönt. Ein Anwalt, der auf der Fläche zwischen Nase und Mund noch nicht vollständig tabula rasa gemacht hatte und in diesem reglementwidrigen Zustande in der Gerichtssitzung erschien, zog sich eine schwere Zurechtweisung zu. Es wurde ihm eröffnet, daß er nicht für würdig

erachtet werden könne, zu einem hohen Gerichtshofe zu reben. Die Sache wurde auf vier Wochen vertagt; der Anwalt erhielt Befehl, bis dahin die äußere Umgebung seines Sprachwerkzeugs von jenem Zweiteiligkeit zu reinigen, welches man im gemeinen Leben Haare zu nennen pflegt. Ein Locat in stiftlicher Ceterstellung der stets wohl informirte neidische Karl Braun (Wiesbaden) in den „Bildern aus der deutschen Kleinfaatze.“ Badenbärte waren den „Dienern“ zwar gestattet, allein nur mit weiser Vorsicht und Mäßigung. Die beiden Hälften reifen nämlich keine nicht an dem Kinn einander die Hände reiben. Nicht einmal unter dem Kinn oder auch nur am Halse. Vielmehr war die Distanz genau vorgeschrieben, welche an dieser Stelle zwischen dem großherzoglichen Badenbart rechter- und dem linksseitig eingehalten werden mußte. Nur schnuckelvoll durften beide einander ihre Seiten entgegenpressen. Im übrigen mußten sie getrennt und einzeln auskairben, wie der Fichtenbaum und die Palme bei Heinrich Heine.

Im Aufheßen wurde 1857 den Civilstaatsbeamten verboten, ganze sowie Kinn- und Schmutzbärte zu tragen. Den Bedellen wurde der Schmutzbart gestattet. Einzig siefte die kurfürstliche Militärverordnung da, worin den Soldaten befohlen wird, ihren Bart in Form eines W zu tragen. Erst 1848 wurde dieser Befehl zurückgenommen.

An Preußen wurde den schlesischen Postbeamten die 1821 erdichene Verordnung, wonach sie keinen Schmutzbart tragen sollten, 1843 und 1846 in Erinnerung gebracht.

In Frankreich verbot vor etwa 50 Jahren das Unterrichtsministerium den Universitätsprofessoren das Tragen eines Vollbärtens, und 1844 wurde den plattirbenen Advokaten unternagt, in vollen Wärten vor den Gerichtssassen zu erscheinen. Bei einer Revision der Gewerbebude zu Aix wurde Schülern der Anstalt der Bart auf Geheiß des Generalinspektors rasirt. Der Knebelbart galt in Frankreich lange als Abzeichen der bevorzugten Flügelcompagnie der Infanterie-Bataillone: der Grenadiere und Voltigiere. Nach dem Bartreglement vom 8. Juni 1877 dürfen beim Fußvolk nur die Jäger den Knebelbart tragen; die Gendarmierie hat sich glatt zu rasiren. Auch der Schmutzbart darf „ni einers, ni graissere“ sein. Im Felde soll nur auf besonderen Befehl der kommandirenden Generale das Tragen des Vollbärtens zulässig sein. (Schluß folgt.)

Zwei Sagen aus der Geschichte der Neuenburg.

In der Nähe der Neuenburg befindet sich unsern der von Freiburg nach Merseburg führenden uralten Frankentrage der Ubedeler. Derselbe war früher unbesetzt und mit einer Mauer umgeben, die heute bis auf wenige Ueberreste verschimmern ist, umfaste etwa vier Morgen und ist heutzutage nach Entfernung der größten Steine in fruchtbares Ackerland umgewandelt. Das Faktum selbst mag der Chronist (Wange, thür. Chronik, Bl. 60, 61) in seiner Sprache erzählen:

„Als nun Ludwiz der Eiserne (1140—72) seiner Ritter einen überzog, der sich wider ihn verbrochen hatte, sammelten sich die anderen und wollten's nicht leiden. Da kam er zu streiten mit ihnen bei der Neuenburg an der Saal, beswang und fing sie auf und führte sie zur Burg (Neuenburg); rechte seine Nothdurft und trakte sie hart mit Worten: „euren geleisteten Eid, so ihr mir geschworen und gelobet, habet ihr bösslich gehalten. Nu wollte ich zwar eurer Untren wohl loben; wenn ichs aber

Brachvogel, Bret Garre, Theodor Kirchhoff, Deutz de Lamotte, Charles Nordhoff, Eduard Zanolz u. A. Mit gegen dreihundert Abteilungen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. I. Band. New-York und die Mittelstaaten der Union. Preis 4 Mark. Leipzig, Verlag von Gustav Weigel. Seit dem ersten Erscheinen des vorliegenden Werkes sind kaum 4 Jahre verstrichen, während welcher Zeit der unangedünliche Erfolg desselben hinreichend dargelegt wurde. Der Verfasser sich es bei seinen auf früheren Amerika-Reisen gemachten Erfahrungen nicht bewenden. Auf den seit 1879 unternommenen größeren Reisen in Nord- und Central-America behuchte derselbe neuerdings fast sämtliche Staaten und Territorien des Kontinents, je dem derselben einen längeren Aufenthalt widmend. Von diesen Reisen liegen hauptsächlich herangezogen: Ein Besuch des ganzen Mississippibeckens und der mittleren Südstaaten, zu dem leider auch ins französische Ueberstehen Werte West-Indien (Guayana 1881) Anzich geend. — Zwei weitere Reisen durch Dakota und Minnecota nach den Territorien des Cassakothlan und dem neu entdeckten, reich erporblichen Manitoba — sowie nach den kanadischen Provinzen Quebec und Ontario. — Eine längere Landreise durch die schon 1876 besuchten Felsen-Gebirge nebst den hochmüthigsten Territorien Arizone und New-Mexico, in einem englischen Werke The New South West (Glasgow & London 1881) gezeichnet. Schließlich eine im Winter 1883/84 unternommene Reise durch Virginien, Georgien, Florida und die anderen Südstaaten nach

Texas und Arkansas, in welchen der Verfasser mehrere Monate verblieb. — Auf den genannten sowie vielen anderen, kleineren Reisen nach den kanadischen Seenbecken, in die Kohlen- und Bestrole-m-Regionen u. s. w. legte der Verfasser seit 1879, die Oceanfahrten nicht gerechnet, an awanzigttausend englische Meilen zurück, — ein weiterer Beweis dafür, das das vorliegende Wert hauptsächlich auf eigenen Erfahrungen und Beobachtungen fußt, und sich dadurch genugs vortheilhaft von modernen Sammelwerken unterscheidet.

„Stimmungsbilder betitelt sich das vierte Bändchen von Paul Lindbergs's „Berlin“, welches Nr. 2004 von Neclan's Universal-Bibliothek bildet und unseren Lesern ebenio wie die vorausgegangenen Theile (Nr. 1841, 1870 und 1919 der II-V) empfohlen ist. Wie in dem ersten bietet uns der Verfasser die von genauester Kenntnis des Lebens und Treibens derelben zeugen, und zum Theil in novellistischer Form abgefaßt, uns einen tiefen Blick in das Getriebe der Millionenthat wertun lassen. Wie zur schilbert Lindenberg den „Frühling in Berlin“; wie erdichternd uns lebendiger ist in „Eine von vielen“ das Schidial eines jungen Mädchens erzählt, das aus dem Provinzialstädchen nach Berlin gekommen, um sich durch Aliterunterricht eine „Erfahrung“ zu begründen; wie lebendig gezeichnet sind die Abschnitte: Berlin, wie es ist und trinkt; Was bringt Carl; Im Alpl für Dödschloße; Durch die Zeitung; Berlin im Herbst; Die



hätte, spräche man vielleicht: „ich tödte meine eigenen Diener.“ sollte ich auch schämen, brähe man mir auch nicht wohl und liege ich auch los, so achte ich meines Jorns förder nicht.“ Da nahm er sie und führte sie zu Felde und fand auf dem Acker einen Pflug; darin spannte er die ungeliebten Edelentele wie vier, aber (= acherte) mit ihnen eine Furche und die Diener hielten den Pflug; er aber trieb mit der Geißel und hieß, daß sie sich oft beugen und auf die Erde fielen. Dann dann eine Furche gährten war, fandte er vier andere ein und acherte also einen ganzen Acker, gleich als mit Pferden und ließ danach den Acker zeichnen mit großen Steinen zu einem enigen Gebäudnis. Und den Acker machte er frei, dergestalt, daß ein jeder Leibelshüter, wie groß er auch wäre, wenn er darauf käme, dajestilt solle frei sein; und wer diese Freiheit brechen würde, sollte den Hals verloren haben; nannte den Acker Edelader, führte sie darauf wieder zur Neuenburg.“

Diese Erzählung ist ebenso wie die folgende von einigen Geschichtschreibern (u. a. Gottschalk, Ritterburgen und Bergschloßler Deutschlands, Halle 1825, Dr. Gornitz, Lebensbilder aus dem preuss. Sachsenlande, Weissenfels 1827) angefochten worden. Letzterer bemerkt: „So vielfach auch diese Sache (das Pfingstfest) von Freiburg erzählt wird, und so wahr sie auch in ihren Hauptzügen sein mag, so hat sie sich doch nicht in Freiburg, sondern in Neuburg, die sonst bei Altenstein und Eichenstein lag, zugetragen.“ Diese Burg soll nach dem Verfasser von Ludwig dem Springer erbaut sein. Hierdurch wird allerdings nicht bestritten, daß Ludwig der Springer ca. 1076 ebenfalls die hiesige Neuenburg erbaut habe, aber daß er zwei solch gewaltige Burgen erbaut und mit denselben Namen genannt habe, ist schlechterdings unmöglich.

Ich lasse nun die zweite Erzählung, die der eben erwähnte Verfasser ebenfalls nach der Neuenburg bei Altenstein verweist, folgen:

„Einmal führte der eiserne Landgraf den Kaiser Friedrich Rothbart — im 3. 1170, als derselbe von einem Feldzuge in Polen zurückkehrte — nach der Neuenburg; da ward der Kaiser von seiner Schwester (Jutta, Tochter des Herzogs Friedrich II. von Schwaben) freundlich empfangen und blieb lange Zeit bei ihnen. Einem Morgens lustwandelte der Kaiser, besah die Gebäude und ihre Gelegenheit und kam hinaus auf den Berg, der sich vor dem Schloß ausbreitete, und sprach: „Eure Burg behagt mir wol, ohne daß sie hier nicht Mauern vor der Kennaute hat, die sollte auch hart und feste sein.“ Der Landgraf erwiderte: „Um die Mauer fest zu machen, die kann ich schnell erschaffen, sobald ich ihrer bedarf.“ Da sprach der Kaiser: „Wie bald kann eine gute Mauer hierum gemacht werden?“ „Näher dann in drei Tagen“, antwortete Ludwig. Der Kaiser lachte und sprach: „Das wäre ja Wunder; und wenn alle Steinmengen des deutschen Reiches hier beisammen wären, so möchte das kaum geschehen.“ Es war aber an dem, daß der Kaiser zu Tisch ging; da bestellte der Landgraf heimlich mit seinen Schreibern und Dienern: daß man von Stund an Waten zu Hof auskändete zu allen Grafen und Herren in Thüringen, und ihnen meldete, daß sie zu Nacht mit wenig Leuten in der

bessern Rüstung und Geschmuck auf die Burg kämen. Das geschah. Früh morgens, als der Tag anbrach, richtete Landgraf Ludwig das Volk so an, daß ein jeder auf den Graben um die Burg trat, gewappnet und geschmückt in Gold, Silber, Sammet, Seiden und den Wappentüchern, als man zu freier Ansicht, und jeder Edelmann oder Graf hatte seinen Knecht vor ihm, der das Wappen trug, und seinen Knecht hinter ihm, der den Helm trug; so standen nun alle Dienstmannen rings um den Graben, hielten bloße Schwerter und Äxte in Händen und wo ein Mauerthurm stehen sollte, da stand ein Freiberger oder Graf mit dem Banner. Als Ludwig alles dies stillschweigend befehlet hatte, ging er zu seinem Schwager und sagte, die Mauer, die er sich gestern gerümdet hätte zu machen, siehe bereit und fertig. Da sprach Friedrich: „Ihr täuscht mich“ und segnete sich, wenn er es etwa mit der schwarzen Kluft zu wege gebracht haben möchte. Und als er auswendig zu dem Graben trat und so viel Schmutz und Pracht erblickte, sagte er: „Nun hat ich föhlicher, theurer, edler und besser Mauer zeit meines Lebens noch nicht gesehen; das will ich Gott und euch bekennen, lieber Schwager; habt immer Dank, daß ihr mir solche gezeigt habt!“ — Für den Besuch Friedrichs auf der Neuenburg spricht übrigens auch eine Urkunde, in welcher derselbe eine Vereinigung zwischen dem Grafen Burdard zu Magdeburg und dem Abte Willibrod zu Hersfeld bestätigt. Diese schließt mit den Worten: Dat. Neuenburg anno incarnationis domini 1171 Ind. IV. V. Cal. Decembris. (S. Ludewig reliquium manuscr. tom. I. p. 11.) — Aber auch Ludwigs letzte Lebensgeschichte haben von einigen Historikern, wie ich glaube, unberechtigt Anfechtung erfahren. Wie lesen darüber Deutsche Sagen, herausgegeben v. Brüdern Grimm 1818 Th. II. S. 339: Im Jahre 1172 befahl den Landgrafen eine schwere Krankheit und lag auf der Neuenburg, hieß vor sich seine Ritterschaft, die ihm widerspenstig gewesen war und sprach: ich weiß, daß ich sterben muß und mag dieser Krankheit nicht genesen. Darum gebiete ich euch, so lieb euch euer Leben ist, daß ihr mich, wann ich gestorben bin, mit aller Ehrwürdigkeit begrabet und auf euren Hälsen von ihnen bis Reihartarobron traaget. Solches mußten sie ihm geloben als den Eiden und Treuen, denn sie fürchteten ihn mehr als den Teufel. Als er nun starb, leiteten sie die Geleide und trugen ihn auf ihren Achseln weiter denn zehn Meilen Wegs.“ Letzter Zusatz steht ausdrücklich Nothe, s. H. Chronik bei Menken Tom. II. p. 1686 und in der Histor. Erpbesford apud Pistor. scriptores rerum Germanicarum pag. 1816. (et ipsum pedestes in humeris per m. u. m. m. m. a. r. i. a. portaverunt.“ Es ist aber historisch nachweisbar, daß die Landgrafen, namentlich Ludwig IV. sein anderes Schloß mit Namen Neuenburg besaßen als das freyburger und erst zweihundert Jahre später acquirirten die Nachfolger Ludwigs den Altenstein; ferner finden sich in den Chroniken, sobald von der Neuenburg die Rede ist, stets Zustätze wie: in partibus quousque Orientis, in partibus orientalis Thuringiae, in partibus orientabilibus, Ueberdies stimmt die von Nothe bei dieser Erzählung angegebene Entfernung („mer barme sechsin milie wegis.“ Mit Recht bemerkt daher Dr. Wöttiger (Gesch. von

Modell-Vörre. Den Beschluß macht ein Kapitel „Aus dem Hausaltbunde der Weltstadt“, dessen Hättliche Angaben eben interessiren werden — Das dritte Bändchen, welches die Uebersetzung Berlin's behandelt, ist bedeutend erweitert bereits in zweiter Auflage erschienen, ein Beweis dafür, daß Paul Lindenbergs „Berlin“ allseitigen Beifall gefunden hat.

— Eine Brockennummer der beiden Blätter „Die gefiederte Welt“, Zeitschrift für Vogelkennhaber, „Züchter und Liebhaber“, herausgegeben von Dr. Carl Reuß in Berlin, sendet die Creutzische Verlagsbuchhandlung (H. und W. Kreutzmann) in Magdeburg, in einer Auflage von je 100,000 Exemplaren aus, um den beiden Zeitschriften eine entsprechende allgemeine Verbreitung zu verschaffen. Erwägen wir, in welcher thätigen Weise hier der Vogelkenn, die Vogelzucht und Vogelkunde, die Naturgeschichte und die Sammel- oder Naturgeschichte, die Pflege aller naturgeschichtlichen Liebhaber gefördert wird, so können wir nur wünschen, daß diese Zeitschriften noch viel weitere Verbreitung in allen Bevölkerungskreisen als sie solche bisher bereits gewonnen haben, finden mögen.

Der neue Polkarrist für das Deutsche Reich ist von so einschneidender Bedeutung für unser Handel und Industrie, daß kaum irgend ein Geschäftsmann über die Wichtigkeit einer correcten Ausgabe beziffen wird entbehren können. Eine solche liegt uns aus dem Verlage von Felix Vogel, Düsseldorf (89, 48 S.,

Preis 50 Pf.) vor. Sie gewinnt dadurch besonders an Uebersichtlichkeit, daß die neuen Zugänge den früheren gegenüber gestellt sind und der Gebrauch des Lexicons durch ein alphabetisch geordnetes Sachregister wesentlich erleichtert wird. Das Polkarrist-gehebt nebst seinen Ergänzungen ist ebenfalls in dem hübsch ausgestatteten Büchlein enthalten.

Von A. v. Schweiger-Verdenfelds neuestem Buche „Austria“ (Wien, V. Hartleben) sind uns die Lieferungen 13—18 zugekommen, welche den „erweiterten“ „Austriens“, Caputem und einen Theil des Sabatagebietes, also lauter Länder, die in gegenwärtiger Zeit von hervorragendem Interesse beizubehalten, umfassen. Auch hier ist die Darstellung feiselt und lichtvoll; in knapper Form wird vorzügliche Orientierung über die merkwürdigen Verhältnisse in der großen österreichischen Wüste geboten. Besonders Beachtung verdient die Abhandlung über das „Sabatagebiet“.

Was das neue, Rathgeber für Stellenfuchende aller Berufsclassen betrift, das ist im Verlage von G. V. Fischer in Leipzig erschienenen Schriftchen, welches allen, die sich um Stellen zu bemühen haben, als fähiger Führer dienen und sowohl durch Beleuchtung aller zu Gebote stehenden Mittel und Wege, als durch eine größere Anzahl von Bewerbungsbriefmustern nützlich soll. Der niedrige Preis von 1 M. und ladgemäße Behandlung empfehlen das Schriftchen ebenso, wie seine humane Tendenz.

Sachsen Th. I. S. 158) bezüglich des letzteren Faktums: „Wir verwerfen es nicht gern als ungerecht, weil die historische Sage darum noch nicht Märchen ist, wohl aber ein unheimlich-liches Eigenthum des Volkes. Wer, was sich Jahrhunderte im Munde des Volkes herumgetragen, was Abglang und Nachhall einer früheren Denkungsweise gewesen, nicht verdauen

mag, sollte ungenossen lassen. Der Adelsader, die eberne Mauer, der Veichnung haben in sich selbst nichts Widersprechendes. Man wird davon das Besondere im Hörtelberg und den Ritt des Wüchens in die Hölle auf des Teufels Räden wohl auszuscheiden wissen.“

Aus dem Waldleben.

Wilde Kaninchen.

Bertha Rudorf revidirte unterdeß den Gewehrstock des Vaters und entdeckte zu ihrer großen Freude das schöne neue Gewehr, über welches weitere Bestimmung noch nicht getroffen war. Eben unterzog sie dasselbe einer eingehenden Prüfung als der Oberförster in das Zimmer zurücktrat.

„Ei Papa,“ rief sie ihm entgegen, „was für eine schöne Büchse hast Du da? die hast Du gewiß für mich angeschafft? nicht?“

„Was das Gewehr fängen!“ gebot der Vater mit erstem Entzungen, jedoch der Tochter nichts übrig blieb, als es wieder an seinen Hals zu hängen. Dennoch aber sprach sie schmeichelnd, „aber lieber Vater, für wen ist es denn jensei? — es ist so hübsch! — so leicht! — bitte, schenke es mir!“

„Rein!“ — „Dann leihe es mir heute abend zum Kaninchenanstande!“ „Auch das nicht!“ „Wäterein!“ „Laß mich in Ruhe!“ „Aber Wäterein,“ sprach sie nach kurzer Pause wieder, „sagst Du nicht, daß die Kaninchen wieder sehr überhand genommen haben?“

„Ich glaube,“ sagte der Vater, „Du würdest Dir in der Stadt dieses finstliche Vergnügen aus dem Sinne geschlagen haben! Ueber Hedwig noch Anna denken an so etwas,“ bemerkte er verdrießlich. Das Schießen paßt nicht für ein erwaachsenes Mädchen.“

„Aber Papa! warum denn nicht?“

„Wenn nun zum Beispiel ein Wildbied, der Stiebig oder irgend ein Strolch, Dich so allein im Walde träre, was dann?“

„Dann würde ich mir schon zu helfen wissen!“ sprach sie hehrer.

„Alein gehst Du nicht!“ entschied der Vater, „in keinem Falle aber mit jenem Gewehr dort.“

„Alo doch!“ rief erkreut das Mädchen, „also darf ich doch?“

„Du bist eigensinnig!“ murrte sie lächelnd der Vater. „Aber ich werde Dir zum Schutze Reichum mitgeben.“

Bertha wiederholte, zwar enttäuscht, wie fragend, Reichthums Namen, wußte aber, daß sie gegen des Vaters Anordnung nichts einwenden durfte, wenn er die abgerungene Erlaubnis nicht zurückziehen sollte. „Dann könnte wohl Raumann auch mitgehen oder Friedrich?“ frag sie etwas zaghaft.

„Vorher wolltest Du allein gehen und jetzt willst Du zwei Beschützer haben! Meinemogen! Je mehr, desto besser!“ Dann überlegte er laut denkend: „ich werde freitichen zu erlangen suchen, um Ehrhardt zuzufinden zu helfen — oder das unnütze Zeug auszuwechseln, denn selbst meine Kabinereien verschont es nicht.“

Eigentlich hatte er die Absicht mitzugeben, um sich durch den Augenchein von der Größe des Schadens zu überzeugen, — allein gerade heute mußte nach dem Gebot des Terminalenbers noch so manche Arbeit zur Post befördert werden, die, von Friedrichs Feder vollendet, erst noch seiner Unterschrift harrie.

Obgleich Berthas Schwester es liebten, um sich durch die Dämmerstunde mit dem Papa im Walde zu verbringen, so dachten sie doch nie daran, eigenhändig den Kaninchen das Lebenslicht auszublasen. „Ein absonderliches Vergnügen!“ meinte die sonst so mutwillige Anna. Bertha war eben anders geartet als ihre Schwester, sie liebte es von sich reden zu machen, und für eine halbe Diana zu gelten war ihr nicht unlieb. Ihre Schwester ließen sich an stiller Häuslichkeit genügen.

„Nun wie sieht es?“ rief der Oberförster den beiden tom-

manbirten Jägern zu, die neben herin traten. „Haben Sie glücklich ein Dach gefunden, unter dem Sie hausen und sich nicht selbst zu fochen brauchen?“

„Wir sehen, der Vorgefalte mußte, wenn er gerade bei guter Laune war, seinen dienstlichen Worten häufig einen scherzenden Ausdruck zu geben; besonders als Reichum ihm berichtete, daß er bei Förster Dilows freundliche Aufnahme gefunden, lachte er herzlich und meinte, daß nun für ihn, nämlich für Reichum, die beste Aussicht vorhanden sei, sehr bald in den illustren Stand der Stipendien aufzusteigen.“

„Nun!“ machte der Gesetzte, „ich doch nicht. Vielmehr ist Frau Förster Dilow sehr froh, daß sie an mir einen kräftigen und umsichtigen Beschützer im Hause hat — denn es ist fast unglücklich, wie oft und wie raffinitir Dilows bisher beobachtet wurden.“

„Unglücklich ja! das ist das richtige Wort, da haben Sie Recht, unglücklich, wenigstens ich glaube es nicht. Nun wir werden es ja erleben!“

Und weiter fragte der Oberförster nach Raumanns Quartier, der sich bei seinem Vetter und der guten Frau Hülle neben ihren Hunden recht wohl fühlte.

Nachdem dieses berichtet und die Frage nach verdächtigen Schüssen verneint war, ertheilte der Oberförster den beiden Jägern den Auftrag, so viel als möglich wilde Kaninchen zu schießen, die durch Schonung in der leztverloffenen Zeit zur wahren Plage geworden waren.

„Wo? so wollen wir uns anstellen?“ frug Reichum in sichtlichster Freude.

„Heute wird meine Tochter Sie führen!“ antwortete Rudorf etwas grämlich, denn offenbar gerueete ihn halb und halb die seiner Tochter gegebene Zusage.

„Fräulein Bertha?“ rief Reichum und hätte beinahe laut aufgejubelt, doch lenkte er sofort ein, indem er versicherte, alles Mögliche thun zu wollen, damit das Fräulein zum Schuß komme.

Wenn es auch nicht den Wünschen des Vaters entsprach, daß seine Tochter als waidgerechte Jägerin galt, so mußte er sich doch selbst eingestehen, daß Uebel zum größten Theil selbst verschuldet zu haben, denn er war es gewesen, der sie unterrichtete im Gebrauch des Gewehrs und sie lehrte, Geschmuck an der Jagd zu finden.

Man hatte in der Oberförsterei gehofft, daß der Aufenthalt bei der Großmutter die Jagdlust der jungen Dame etwas abkühlen werde. Leider war das nicht geschehen. Hatte man doch in den Kreisen der Residenz begeistert von den noblen Passionen einer Kaiserin gesprochen — weshalb sollte sie, ein Kind des Waldes, nicht auch Freude finden an dem, was eine Kaiserin von Oesterreich ergöhte? Bertha hatte gehört, daß die hohe Dame es liebe, auf allem Renner den Füchsen nachzujagen, und gar zu gern hätte auch sie des Vaters altes Gattelsferd besessen und ein gleiches probirt, wenn das verdorbene Thier nur nicht gar zu alt und steif gewesen wäre. Das war ein fataler Umstand für die arme Bertha. Wenn sie in der Stadt elegante Damen zu Pferde sah, da klopfte jedesmal ihr Herz lebhaftig nach gleichem Vergnügen, überdies hatte der Feinlich Rittmeister ihr gründlichen Reitunterricht verschrieben, wenn sie länger in der Stadt geblieben wäre.

Und jetzt schritt sie, begleitet von zwei einfachen Jägern, durch die einjamen Stoppelfelder dem Waldesranze zu, um dort wilde Kaninchen zu schießen. Welch ein Kontrast!

Fast fremdend berührte es sie, wenn ihr ein pfingender Ackerfuch einen fremdblichen „Guten Abend!“ zurief oder ein graubendes Mädchen über ihre Kniescheit sich freute. Aber zürnen konnte sie den ehemaligen Gespielern nicht.

Reichum murrte etwas von Unerforschtheit und Zu-

